

Selbst der Beginn stand schon unter einem schlechten Stern. Nach der langen Spannung des Vorspiels, nach der Erwartung und Enttäuschung der soeben abgelaufenen Handlung fühlte ich mich plötzlich, als wäre ich von einem Sprungbrett für fortgeschrittene Bewegungskünstler versehentlich in einen bodenlosen, stinkigen Misthaufen, in eine Mülltonne gesprungen. Köpflings. Es war ein miserables Gefühl.

Der ganze Fall – und diesmal bedeutete dies Wort für mich ein Absinken, ein Abfallen im echten Sinne des Wortes – ereignete sich an einem milden und reizenden untersteirischen Sommerabend, in der Zeit vor der Blattzeit.

Der Bock wäre eigentlich nicht zu fehlen gewesen.

Er trat noch bei vollem Tageslicht aus. Er stand breit, die Entfernung kaum fünfzig Schritte. Alle Umstände waren so ideal wie sie sich ein Jäger nur wünschen kann. Das Licht, der Wind, die Entfernung, mit einem Wort: alles. Dazu noch der breit stehende Bock vor dem Apfelbaum.

Lange hatte ich gezielt, gewiß viel zu lange. Der Bock stand so verlockend ruhig, einmal rieb er den Träger am Baumstamm, dann sicherte er zum Waldrand hinüber. Der Schuß war wirklich kinderleicht, ich ließ mir daher Zeit und übte länger denn irgendwann das Abkommen. Daß mir dabei das Herz nicht schneller gegangen wäre, würde ich freilich nicht behaupten: Noch nie im Leben krümmte ich den Schießfinger bei kühlem Kopf und uninteressiertem Pulschlag.

Dann ließ ich die Kugel fliegen.

Gefehlt! Gefehlt auf diese lächerliche Entfernung!

Es war gewiß ein guter Bock, einer der besten, auf den ich je zum Schuß gekommen war. Gefehlt!

Der Bock wendete im Schußknall und ging mit mächtigen, völlig gesunden Fluchten ab. Die Schmalgeiß, die weiter hinten stand, hetzte ebenfalls zum Wald zurück. Die beiden Hasen, die vorher rötlich schimmernd im Licht des Spätnachmittags im Luzernenfeld umhertrollten und spielten, jagten wie von Furien verfolgt davon.

Plötzlich war mein Blickfeld leer und meine Stimmung am Tiefpunkt. Verkantet? Verrissen? Beim Abziehen unwillkürlich geblinzelt? Oder war am Ende mit dem Gewehr, mit dem Zielfernrohr etwas nicht in Ordnung? Oder hat mich bloß der duftende Sommerabend rundum verwirrt?

Ich stieg vom Hochsitz, von diesem zwischen zwei Fichtenstämmen aufgebauten wackeligen Nest in luftiger Höhe, zu der man teilweise richtig kraxelnd hinaufsteigen mußte. Hatte sich vielleicht der Sitz, die Brüstungsplatte durchgebogen? Ich warf Mantel und Hut hinunter, hängte Büchse und Glas um den Hals und turnte zu Boden.

An der Anschußstelle fand ich, wie erwartet, überhaupt nichts. Weder Schweiß noch Schnitthaare. Dagegen fand ich etwas später die Kugel, sie saß schön säuberlich im Apfelbaum, an dessen Stamm der Bock kurz vorher noch den Träger gerieben hatte. Der Bock war also weg, glücklicherweise völlig unverseht. Das war auch der einzige Trost. Hier war nichts mehr zu suchen. Wichtig war nur mehr die Frage, ob mit der Büchse alles in Ordnung war, ob etwa ein technischer Fehler die Schuld hatte. Der Teufel sitzt bekanntlich im technischen Detail.

Ich wollte möglichst sofort Gewißheit haben. Zu diesem Zwecke schritt ich anschließend an einer geeigneten Stelle am Waldrand hundert Meter ab, nahm aus dem Rucksack ein Stück Papier, aus der Brieftasche eine Visitenkarte und fertigte mit Hilfe meines Kugelschreibers und der besagten Papiere eine improvisierte Zielscheibe. Das Ding befestigte ich an der Rinde einer alten Buche.

Nun ging ich die hundert Meter zurück. Ich strich die Büchse an, zielte ganz sorgfältig und diesmal auch ganz ruhig. Der Schuß ging sauber in die Visitenkarte, ich traf fast haargenau den schwarzen Kugelschreiberfleck. Es war ein tadelloser Schuß, einer, den man sich jedesmal wünschen möchte. An der Büchse war also überhaupt nichts auszusetzen,

der Fall war vollkommen klar: Ich hatte eben schlecht geschossen! Menschliches Versagen im entscheidenden Augenblick – so ungefähr hätte man die Angelegenheit definieren können, wäre ich auf Begriffsbestimmungen neugierig gewesen. Die Büchse schoß tadellos, der Schuldige war allein ich. Es war ein beschämendes, niederschmetterndes Gefühl.

Ich fühlte mich wie einst im Gymnasium: Wie oft kam es vor, daß man die Prüfungsfrage draußen am Katheder nicht beantworten konnte, dagegen beim traurigen Weg zurück in die Bank die Lösung plötzlich im Kopf hatte! Schön, in der Schule konnte man sich nochmals melden, man konnte um eine neue Frage bitten, man konnte mit einem geschickten „Dreh“ die Situation zu retten versuchen.

Hier im Revier ging das freilich nicht. Der Bock forderte mich nicht noch einmal auf. Der war endgültig weg. Und mit ihm auch die Stimmung des Abends.

Ziemlich mißgelaunt ging ich dann zu Bett. Es war zwar am Nachmittag nichts Besonderes passiert: Ich hatte einen Bock gefehlt. Einen guten Bock, doch auch das kommt öfters vor. Es war kein tragischer Fall. Ich war dennoch niedergeschlagen, ich befand mich in einer trüben Laune, als ob ich im Unterbewußtsein schon geahnt hätte, daß das dicke Ende erst am nächsten Tag käme; als ob ich gespürt hätte, daß mein Fehlschuß erst die Einleitung zu einem niederschmetternden jagdlichen Erlebnis würde. Mit einem Wort: Ich war unzufriedener, unausgeglichener Laune und ärgerte mich trotz aller Selbstbeschwichtigungen über das eigene Patzertum. Und wenn ich auch der Trophäe keinen übermäßigen Wert zuschreibe, giftete mich doch das Vertun des guten Bockes. Der einzige tröstende Gedanke war, daß ich den Bock nicht angeschweißt hatte und sicher wußte, daß er zur gleichen Zeit nicht in irgendeinem qualvollen Wundbett lag, um den erlösenden Tod zu erwarten.

Vor dem Einschlafen versuchte ich meine Gedanken von Bock, Abend und Fehlschuß abzulenken. In eine an sich nicht tragische Situation mich zu verwickeln – nein, dazu war ich nicht dumm genug. Schwamm darüber, man mußte ohnehin nicht viel vom gehabten Mißgeschick verlautbaren, außerdem war dieser Bock bei Diana nicht das erste Stück Wild, das ich bisher mit der Büchse gefehlt hatte. Der schlechte Nachgeschmack legte sich langsam.

Glücklicherweise fiel mir auch ein, daß dieser Juni eigentlich einen Jubiläumswert in meiner jagdlichen Laufbahn hatte. Vor genau einem Vierteljahrhundert versuchte ich, damals fünfzehnjährig, das erste Mal auf den Bock zu gehen.

In der freundlichen Stimmung des Halbschlafes und der Erinnerung sah ich mich als schmales blondes Bürschlein dunkelmorgens aus dem Fenster klettern, um mit einem gleichaltrigen Schulkameraden in das Revier meines Vaters hinauszuradeln. Ein Glück noch, daß wir damals nicht ein einziges Mal zu Schuß kamen! Wer weiß, was wir alles in der Unschuld unserer Unerfahrung auf die Decke gelegt hätten, wären die Böcke nicht gescheiter gewesen als wir beide, wäre uns nur einer ins Schuffeld geraten! Dennoch hatten die sommerlichen frühen Pürschgänge einen nachhaltigen Reiz in meinem Leben – nicht nur wegen ihrer Stimmung. Es war mir väterlicherseits streng verboten gewesen, vor dem Maturaalter mich jagdlich zu betätigen, irgendeine Jagdwaffe in die Hand zu nehmen; ich tat also etwas Unerlaubtes, wenn ich „jagen“ ging. Und das tat ich ziemlich häufig, besonders im Garten des Elternhauses – heute würde man „Protest“ dazu sagen. Mein damaliger Protest reichte freilich nicht bis zu geblühten Kleidern, nur bis zu meinem Pyjama, in den ich von verbotenen morgendlichen Pürschgängen heimgekehrt noch schnell zurückschlüpfen mußte, als käme ich aus dem Bett und nicht aus dem stadtnahen Revier. In der Stimmung dieser Erinnerung schlief ich ein.

Am nächsten Morgen ging ich bei noch voller Dunkelheit hinaus, um mich am Tatort des Vortags anzusetzen. Ich woll-



te Gewißheit haben, ob der gefehlte Bock nochmals austreten werde, ich mußte versuchen, ihn wiederzusehen. Jetzt waren alle anderen Böcke des Reviers für mich uninteressant, verglichen mit dem einen, den ich gefehlt hatte, der meiner hätte sein können, der vielleicht mir bestimmt war, dessen Anblick und Eindruck ich in mir trug. Doch was sind oft schon Impressionen und Einbildungen: des Unerreichbaren Lockungen, des bösen Nichts Irrwege.

Es dämmerte schon, als ich, gedeckt durch den Wald, den Rand der Wiese erreichte. Ich blieb stehen und wartete. Es verging kaum eine Viertelstunde, da teilte sich die grüne Staudenkulisse am Wiesenspitz. Im hohen Gras, hart am Rande der vorspringenden Dichtung, erschien ein roter Fleck. Es war ein Bock.

Reife der Erfahrung – wo bleibst du nur in solchen Augenblicken? Keine massenhafte Lebensstrecke hätte in diesen Sekunden mich gleichgültig machen können; diese Wachheit und auch Unersättlichkeit im Empfinden ist vielleicht die schönste Freude des Anblicks, das Geschenk ewiger Jugend in der Jagd, das gleiche Entzücken des fünfzehnjährigen Jungen und des vierzigjährigen Mannes – ich erblickte also das Wild. Es stand höchstens sechzig Meter von mir entfernt. Und ich erkannte den gestrigen Bock.

Auf diese Entfernung gab es überhaupt keine Zweifel.

Das frische, volle Gras zupfend, trat der Bock langsam auf die Wiese aus. Hier und da warf er auf. Das war Er! Ich erkannte den Kopfschmuck, den starken Träger, das helle, weißgraue Haupt mit dem dunklen Windfang. Das Leben schien mir doch gnädig zu sein, es gestattete mir die Wiederholungsprüfung! Der Entschluß fiel mir nicht schwer.

Zwischendurch, wenn der Bock den Aser im Gras hatte, konnte ich mich zum Schuß richten. In aller Ruhe. Ganz leise klickte der Stecher.

Dann peitschte der Schuß durch die Morgenstille.

Der Bock warf auf, ohne jedes Schußzeichen und blieb wie gebannt stehen. Auch ich war wie gelähmt. Gefehlt? Eine unfassbare Situation! Dann riß ich den Verschuß auf. Die leere Hülse flog ins Gras. Die Bewegung, der metallische Laut – das war dem Bock zuviel. Er ging hochflüchtig ab. Ich aber hatte schon die zweite Kugel im Lauf. Eine Sekunde noch, Zielfernrohr und Mündung folgten der Bewegung. Bevor der

Bock den Waldrand erreicht hatte, krachte der zweite Schuß. Und auch dieser ging daneben! Wieder gefehlt. Den gestrigen Bock noch zweimal gefehlt!

Am liebsten hätte ich in meiner ersten Wut die Büchse am nächsten Baumstamm zerschlagen. Am liebsten hätte ich mich geohrfeigt. Am liebsten hätte ich irgend etwas um mich zerrissen, vernichtet. So einen Pechvogel wie mich konnte es doch auf der ganzen Welt nicht geben!

Abgehen des Anschusses, halbstündiges Herumsuchen im Gras, im Gebüsch, überall. Kein Hinweis. Ich hatte bald die Gewißheit, an der ich ohnehin keinen Augenblick lang gezweifelt hatte, nämlich, daß der Bock heil und davon war. Zweimal hintereinander gefehlt!

Jeder vernünftige Mensch wäre nach diesem Mißerfolg, nach diesem eklatanten Versagen einfach umgekehrt und heimwärts spaziert, er hätte sich unterwegs eine Morgenzigarette angesteckt, die Bäume, die Vögel und das Tagwerden beobachtet. Jeder vernünftige Mensch hätte getrachtet, den Fall möglichst bald zu vergessen, sich von der Jagd ganz abzulenken. Jeder halbwegs nur überlegte Mensch hätte nun gesagt: Wenn es einmal nicht geht, dann geht es eben nicht. Man kann etwas nicht erzwingen, und auch morgen ist ein Tag, an dem alles wieder in Ordnung kommen kann, letzthin ist der Bock nicht der einzige der Welt oder des Reviers!

Heute weiß ich, daß dies die einzig mögliche und richtige Haltung gewesen wäre. Abergläubische Jäger hätten unter Umständen sogar etwas vom Geisterbock gemurmelt, vom berühmten Hockkapitalen, dem die Kugel nichts antun kann, dem man besser aus dem Wege geht, den man besser in Ruhe läßt. Ob vernünftig oder abergläubisch, beide Überlegungen wären richtig gewesen.

Nicht so bei mir. Denn was tat ich?

Ich ließ einen abschließenden und saftigen Fluch vom Stapel, machte eine ärgerliche Handbewegung, als wollte ich etwas Lästiges abwehren, rückte die Büchse zurecht und ging auf eine weitere Pürsch. Nur nicht aufgeben, nur nicht nachgeben, der Morgen, dieser verpatzte Morgen mit der Knabenerinnerung in der Nacht, dieser Jubiläumsmorgen ist dir noch einen Bock schuldig – flüsterte mir eine innere Stimme zu. Es war gewiß die Maßlosigkeit, die gierige Einbildung und die eigene Schwäche, deren Stimme zu mir sprach. Ich pürschte also weiter. Über den weiteren Verlauf dieses Morgens muß ich daher auch berichten. Ich muß alles erzählen; ich muß meine Handlung bis zum bitteren Ende aufdecken, um Ruhe und Ablass zu gewinnen.

Mein Weg führte durch den Wald.

Der Morgen wurde inzwischen immer voller, immer reifer. Alles duftete, und überall schimmerte noch der Tau an den Grashalmen und Blättern. Es war ein herrlicher, frischer, ungetrübter Sommermorgen, ein Göttermorgen, doch der Teufel zeigte schon im Hintergrund seine grinsende Fratze. Denn dieser Hintergrund war ich, mit meiner Sturheit, mit meiner Habgier, dem Revier noch an diesem Morgen einen Bock abtrotzen, einen mein angeschlagenes Selbstvertrauen heilenden „Erfolg“ erzwingen zu wollen.

Jetzt zog ich durch einen kleinen freundlichen Mischwald und strebte der großen Talwiese zu, die, eingebettet zwischen zwei niedrigen Hügelzügen, wie ein kleines Paradies wirkte. Am Kamm oben standen Weingärten in der Ferne, eine winzige weiße Kapelle, kaum irgendwo menschliche Behausungen. Es war ein friedlicher Morgen. Würde er mir die Möglichkeit geben, mein Glück nochmals zu versuchen? Es gibt doch unwahrscheinliche Zufälle, sie liegen vielleicht im Unterbewußtsein. Es gibt doch derart viel Unwahrscheinliches im Menschenleben, Begegnungen und Abschiede, plötzliche Wiederbegegnungen, unerwartete Entfernungen im wechselvollen Spiel des Schicksals, ein Wiedergewinnen von längst schon Verlorenegebenem, einen Verlust des vermeintlich sicher Verfügbaren, alles ist möglich, alles bewegt sich. Und nun erreichte ich die Waldspitze über dem Bachtal.

In der Mitte der Wiese stand ein Bock!

Ich betrachtete ihn lange. Es war ein schwacher Bock, ein richtiger „Abschußbock“, nicht zu vergleichen mit dem Gefehlten: viel, viel schwächer.

„Such verwundt, mein Hund!“





Innerlich lockte der Teufel: Diesen Bock muß man schießen, das wäre waidmännische Hegetat. Ja, der Abschluß und die Auswahl waren in Ordnung, da gab es keinen Zweifel. Nicht in Ordnung waren dagegen mein Kopf und mein Herz, meine gierige Erfolgslust und meine Selbstlüge. Denn Tat und Motiv unterschieden sich – ach was! Man kann doch nicht völlig zu einem Schöngest werden, ein Mann muß wissen, wie das Selbstvertrauen wiederhergestellt werden kann. Der Kater muß eben mit einem kräftigen Schluck kuriert werden, das ist alte Männerweisheit.

Der heilende Schluck, das Objekt des neuen Versuchs, der Bock äste neben der kleinen Wasserrinne inmitten der Wiese. Die Entfernung war nicht gering, doch erhob sich dafür ein unbändiger Wille in mir, den Schuß auf diese Distanz anzubringen. Diesen Bock mußte ich bekommen! Da sah ich in der Situation wieder die Hand der Gerechtigkeit: Den Guten, den fast Kapitalen gefehlt, dafür einen schwachen Bock als Ersatz, als Trostpreis zu bekommen, das war eine primitive, egoistische Gleichung, die nach meiner Meinung aufgehen mußte. Da stand der Bock, eigentlich nur ein Hilfsmittel, um meine Lust an der Jagd nicht zu verlieren. Da war alles so schön ausgedacht und vom Zufall geleitet – das waren alles Lügen. Ich degradierte das Subjekt, das Lebewesen, das Wild zu einem Objekt mit meinen Gedanken. Das war alles falsch. An diesem Morgen hätte ich längst schon Schluß machen sollen mit der Jagd, ich hätte mit offenen Augen, doch mit leerer Büchse durch das Revier spazieren sollen.

Die Schußentfernung konnte ich zwar nicht verringern, doch hatte ich Zeit genug, mich vorzubereiten. Etwa hundertvierzig Schritte – was wäre das bei einem Gams! Am Waldrand richtete ich mich zum Schuß, fast wie ein Raubschütz, dem alles egal ist außer der Beute. Ich legte mich sogar hin, stützte die beiden Ellenbogen auf. In einem winzigen Erdwurf fand ich auch die entsprechende Auflage. Es war alles in Ordnung. Ich zielte ohne Hast.

Das Fadenkreuz stand ruhig, ich konnte den Schuß wagen, um mein ramponiertes Selbstbewußtsein mit Hilfe eines Tiertodes wieder aufzumöbeln. Der Bock verriet nicht die geringste Unruhe. Der Teufel müßte im Spiel sein, sollte auch diese Kugel danebengehen, dachte ich, als ich langsam den Finger krümmte.

Schußzeichen – getroffen! Die böse Hilflosigkeit, das gräßliche Unfähigkeitsgefühl waren wie abgeschüttelt. Und klar stand vor mir die Wahrheit: Nur nicht nachlassen, nur nicht aufgeben, dann kommt alles wieder in Ordnung. Ich befand mich in einer erlösten Hurrastimmung, ich, der ich sonst in der Jagd eher Beschaulichkeit und Gedankenstimmung suche als Erfolgslust oder wilde Zielstrebigkeit, ich, dem das Suchen des Glücks in der Jagd oft wichtiger ist als das Finden; dem Strecke und Trophäe an sich wenig sagen. An diesem Morgen war ich vielleicht mir selbst fremd. Nur wußte ich das nicht.

Zunächst schien auch, daß der Bock einen guten Schuß hatte. Er zog mit langsamen, unsicheren, zögernden Schritten quer durch die Wiese zu dem Waldrand auf meiner Seite. Vorher mußte er noch einen geringen Kornacker unmittelbar vor dem Holz durchqueren. Ich erwartete zwar, daß er diesen nicht erreichen würde, doch zog der Bock sichtlich schwerkrank immer weiter. Ich repetierte.

In langsamer Bewegung begleitete die Mündung den Todesgang des Wildes. Ich wollte die Szene abkürzen und dem Bock einen raschen Tod geben. Der zweite Schuß krachte. Der Bock zeichnete wieder – und zog weiter. Dieser langsame, schwere Gang war fast unheimlich. Gebannt startete ich hin und erwartete bei jedem Schritt das Zusammenbrechen des Schwerkranken. Doch jetzt verschluckte der kleine Acker den Bock. Nun hieß es, dem Kranken den Wechsel abzuschneiden.

Ich rannte nach vorne und erblickte den Bock wieder. Erschauend mußte ich gleichzeitig feststellen, daß das Unglück an diesem Tag kein Ende hatte. Ich hatte keine Patrone mehr, weder im Magazin, noch in der Rocktasche; die vier, die ich beim spätnächtlichen Ankleiden eingesteckt hatte, waren alle verschossen!

Da stand ich mit leerer Büchse. Der Bock zog vor meinen



Augen durch, es war fast ein Troll, dann verschlang ihn das dicke Gebüsch. Die Vision dauerte nur Sekunden, sie reichte aber aus, um festzustellen, daß der Bock einen Laufschuß hatte. Wo die zweite Kugel saß, konnte ich nicht mehr wahrnehmen. Noch einmal zitterten einige Zweige, als schüttelte sie eine höhnische Geisterhand, dort wo das Wild ins Dickicht eingewechselt war, dann waren das Bild, der Bock, der Spuk davon.

Die Sonne aber schien gleichförmig. Und überlegen grinste mich der Waldrand an, der den Bock verschluckt hatte.

In mir aber tobten Gedanken und Empfindungen, die ich nicht beschreiben kann. Ich hatte mein Glück mit Gewalt versucht und habe dabei gräßlich versagt. Am niederschmetterndsten war das Wissen von Not und Qual, die ich verursacht hatte. Jetzt wußte ich schon, wohin der Karren meiner Besessenheit fuhr: in die Hölle der Selbstverachtung, der Hilflosigkeit und der Schande.

Es war dann auch kein leichter Weg, den ich zur Behausung des Revierjägers zurücklegen mußte. Ich brauchte, nein, der Bock brauchte jetzt einen Hund! Ich wußte, daß dieses schwerkranke Wild dorthin sich zurückgezogen haben mußte, wo es ruhig und undurchdringlich genug war, um ungestört verenden zu können. Ich wußte auch, daß nur ein Hund imstande sei, diesen Ort im Bestand zu finden. Außerdem brauchte ich auch Patronen. Es war ein bedrückendes Gefühl von Begrenztheit, von Abhängigkeit, dies alles durchzudenken. Ich hatte mich eben in eine selbstverschuldete Situation verwickelt, verstrickt, gefesselt. Und nichts konnte ich mehr rückgängig machen, ich mußte den Fall bis zum bitteren Ende miterleben, mitgestalten, miterleiden. Ich mußte hierzu allerdings noch Hund und Patronen holen. Und so tat ich auch.

Der Jäger war zufällig daheim. Glücklicherweise führen wir auch das gleiche Kaliber. Mit knappen Worten erzählte ich den Vorfall des Morgens. Zum angebotenen Stamperl als Stärkung hatte ich nicht die geringste Lust, ich zog nur nervös an der Zigarette.

Dann standen wir an der Stelle des ersten Anschusses. Ein wenig Schweiß, wie erwartet. Die flinke rote Hündin, eine Schweißhund-Brackenkreuzung, begann zu arbeiten.

„Brav, so ist's brav, such schön verwundet!“

Der Hund zog an dem langen Riemen ruhig weiter und verwies etwas später den zweiten Anschuß. Jetzt stiefelten wir schon durch den Acker. Hie und da klebte Schweiß an den Halmen. In Blatthöhe? Der Hund zog gleichmäßig vor, nun waren wir am Waldrand angelangt, bisher war ohnehin alles klar. Nun standen wir an der Stelle, wo der Bock ins Dickicht eingewechselt war. Die Wundfährte führte ins dichteste Gebüsch hinein.



„Such weiter, Freya!“

Wir brachen und krochen durch den hindernden Bewuchs.

Wir kämpften gegen jeden Zweig einzeln. Der Jäger ließ den Riemen schleifen, um ein Verstricken zu verhindern. Als wir wieder draußen waren, nahm er ihn auf. Jetzt führte uns der Hund durch dichten Mischwald. Einigemal zögerte er, dann ging's wieder weiter. „Brav, mein Hund, such schön verwundet!“ Dann mußten wir einen widerlichen, verwucherten Graben durchsteigen. Dahinter ein undurchsichtiger, struppiger Jungbestand. Der Hund zog unbeirrt hinein.

Wir kämpften uns weiter. Der Bestand schien uns um jeden Preis abwehren, den Bock aber verstecken zu wollen. Der Hund wurde zunehmend eifriger, der Riemen hätte sich hier bald hoffnungslos verwickelt. Ich hielt rechts, der Jäger links, dem Hund nahmen wir Riemen und Halsung ab. Eine Sicht hatten wir überhaupt nicht.

Kurz danach stieß der Hund auf den weidewunden Bock.

Wenn auch die Entfernung ganz gering war, sah ich beim schweren Vorbrechen nicht mehr als zwei wirbelnde rote Leiber, wobei kaum festzustellen war, welcher der beiden Schemen das Wild und welcher der Hund war. Ich hörte Keuchen, und dann... den Laut werde ich nie im Leben vergessen, er klang wie ein Ausruf, wie ein Protest gegen die Gemeinheit des Lebens, nein, des Todes: das Klagen des bedrängten Bockes.

Jetzt ertönte wieder dieses fürchterliche, ins Mark gehende Klagen. Der Hund war dabei, den Bock niederzureißen. Und das Wild wehrte sich, es versuchte, den Peiniger abzuschlagen. Ich sah nichts, ich hörte bloß die Geräusche, das rasselnde und brechende Todesgeräusch. Das war schlimmer, als den Kampf mitzusehen. Mehr als Umrisse konnte ich nicht erhaschen. Ich strebte verzweifelt nach vorne. Die Laute kamen immer leiser, das Klagen immer seltener, jetzt wieder ein herzerreißendes Aufwirbeln vor mir, fauchende, röchelnde, knurrende Laute. Hört doch um Gottes willen endlich auf. Ja, kann denn dieser Hund keinen kurzen Prozeß machen, kann der Bock nicht endlich verenden? Ich kroch und brach weiter zum Kampfplatz hin, ich wollte eingreifen, das Geschehen um mich war nicht mehr zu ertragen, ich mußte dem Bock um jeden Preis einen Fangschuß geben!

Dazu kam ich aber nicht mehr. Als der Schuß noch einen Sinn gehabt hätte, konnte ich ihn wegen des Hundes nicht wagen. Als es denn soweit war, war nichts mehr zu schießen.

An diesem Tag hatte ich die dunkelste Stunde der Jagd erlebt. Noch heute fürchte ich mich vor ihrer Wiederholung. Sie steht mir jedesmal im Sinne, wenn ich Wild im Fadenkreuz meiner Büchse habe. Dieser Morgen war für mich ein Absinken in die letzten Tiefen des Lebens, des Todes, der Jagd.

Den verstümmelten Körper des Bockes konnte ich minutenlang nicht ansehen. In den erstarrten grünen Lichtern lag noch ein fürchterlicher Vorwurf. Ich verspürte nur einen Haß, einen Haß gegen mich, gegen den Hund, gegen den Bock und ganz besonders gegen die Jagd. Nie mehr würde ich meine Waffe auf einen Bock richten, das war mein letztes Stück Rehwild, ich höre überhaupt mit dem Jagen ganz auf – wirre Gedanken liefen im selbsterrichteten Kreis, sie konnten lange nicht ausbrechen. Nie mehr einen Bock schießen, war doch das heutige Erlebnis ein Preis für eine Trophäe, den man kaum ertragen konnte – ich war bis ins tiefste erschüttert, von mir und meiner Tat angewidert.

Ich zitterte, als ich mich endlich zwang, den Bock zu untersuchen. Er hatte beide Schüsse, doch welche! Die erste Kugel verursachte einen elenden Weichschuß, der das Gescheide aus der Wunde quellen ließ, die zweite saß im rechten Vorderlauf, ziemlich hoch, doch ohne außer dem Laufansatz ein lebenswichtiges Organ zu berühren. Und dann gab es noch die Wunde, die der Hund dem Bock zugefügt hatte, als er ihn am Drossel hielt, um die Fehler des Schützen zu korrigieren – und ich mußte jetzt dennoch sagen, gequält und heiser: „Brav, mein Hund...“

Es war eine körperliche Qual, den Bock anzusehen. Und seine Wittrung zu ertragen. Es war die dunkelste, die tiefste Stunde meines Jägerdaseins.

Wir hatten zwar den Bock von seinen Qualen „erlöst“ – man hätte es auch so sagen können. In Wirklichkeit aber erlösten wir ihn von den Folgen meiner Unfähigkeit, meiner Unüberlegtheit. Da lag das Geschöpf, verendet, verstümmelt, verrichtet, mit Hilfe eines Hundes endlich zur Strecke gebracht. Das war die ungeschminkte Wahrheit über diesen Abschlußbock.

Der Bock war nicht mein erster und nicht mein letzter. Hätte ich ihn als Fünfzehnjähriger erlebt und erlegt, unter den gleichen Umständen, so hätte ich gewiß endgültig der keimenden jagdlichen Leidenschaft entsagt. Ein Glück nur, daß es nicht so gekommen war, dann wäre ich heute um vieles ärmer.

Über diesen Bock habe ich schonungslos berichtet.

Jagdberichte sollen nicht immer und nur schön sein, auch die Jagd selbst ist es nicht. Meine Beichte sollte die eigene Schwäche auch offen aufdecken und die Erschütterung des Erlebten so zurückgeben, wie sie war und kam. Sie sollte in die tiefsten und dunkelsten Ecken zurückführen, über die selbst wir Jäger nur selten reden, die nur einer verstehen und miterleben kann, der bewußt an der Grenze zwischen Leben und Wildtod wandelt: der Jäger.

Selbst um den Preis, daß jedes Wort, das ich hier niederschrieb, ein Argument für die Gegner der Jagd sein könnte!

„Schwierige Nachsuche mit dem Hund“ – was alles hinter dieser Redewendung der grünen Praxis stehen kann!

Dunkle Tiefe der Jagd...

Nach diesem Erlebnis kehrte ich der Jagd dann doch nicht den Rücken. Nicht aus Überheblichkeit, nicht aus Vergeßlichkeit, nicht aus Roheit. Das wird jeder Waidmann verstehen.

Ein Knopfspießer half mir dabei, den ich zwei Monate später erlegte. Die Kugel traf sauber, der Schuß gerecht. Als ich an diesen Schwachen der Schwächsten herantrat, spürte ich eine unbeschattete Freude. Und mit dem kaum vierzehn Pfund Wildgewicht am Rücken stieg ich leichtfüßig aus dem Tief wieder empor.



Zeichnungen  
Rien Poortvliet